

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Rainer Maria Kiesow**  
**Das Alphabet des Rechts**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern,  
auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags  
urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere  
für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung  
in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

# Inhalt

7 Forschungsansatz  
17 Prospekt

21 Anbruch  
35 Bibliothek  
48 Code  
62 Dalloz  
76 Enzyklopädie  
106 Fabrik  
113 Gargantua  
124 Hyperbolismus  
134 Irrsal  
144 Jurisprudenz  
157 K.  
163 Labyrinth  
173 Meisterwerk  
180 Novalis  
190 Online  
195 Pitaval  
206 Qualität  
218 Registratur  
235 Schmerz  
246 Tanz  
257 Urteil  
259 Verständnis  
271 Wahnsinn  
279 XY  
281 Zeitnot  
  
291 Index  
312 Dank  
314 Inhalte

## Forschungsansatz

Der Blick ist konzentriert, der Mund leicht geöffnet. Brust und Kopf sind über den Tisch gebeugt, die Finger der rechten Hand nach vorne gestreckt. Das Handgelenk ruht an der Tischkante. Die Fotografie zeigt einen Mann – von schräg unten. Die Fotografin muss, neben dem Mann, auf dem Boden gesessen haben. Das Licht der Tischlampe scheint auf das Gesicht und den Arm – auch von unten, von der unsichtbaren Tischplatte her. Der Handrücken bleibt schwarz, nur die Ränder der Finger geben einige Lichtfetzen ab. Die Glatze verschwindet im dunklen Raum der Nichtreflexion. Auf dem Tisch steht ein bauchiges, sich nach oben hin verjüngendes Gefäß, in dem eine Flüssigkeit das Licht spiegelt. Aus der oben befindlichen Öffnung scheint etwas zu entweichen, ein zarter Lichtschein. Das Gefäß sieht aus wie ein Chemielaborglas – es ist eine caraffe d'eau. Michel Foucault hält seine Vorlesung am Collège de France.

Foucault gilt als einer der größten Theoretiker der Geschichtswissenschaft, und zugleich ist er sicher der größte Theoretiker des Wahnsinns (Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft, Suhrkamp: Frankfurt am Main 1969; das französische Original aus dem Jahr 1961 heißt: *Folie et déraison. Histoire de la folie à l'âge classique*). Wissenschaft und Wahnsinn. Wahnsinn und Theorie. Doch was bedeutet Theorie im Zeitalter des Wahnsinns, also in den vergangenen zwei Jahrhunderten nach Kants Tod, als die Sachen den Wörtern immer weniger zu sagen hatten, die Wörter sich von den Sachen emanzipierten und schließlich nur noch die Wörter selbst blieben? Theorie heißt vor allem: Etiketten beschriften, also etwa Systemtheorie, Kritische Theorie, Konstruktivismus, Kulturoziologie, Gender Theory – und Foucault. Foucault ist als theoretischer Ansatz einer der wenigen, die persönlich, namengebend präsent sind. Warum Foucault? Warum gerade als Ansatz Foucault, der in seiner

Archäologie des Wissens das Labyrinth seines Denkens entfaltet, in dem er herumirrt, sich verliert, wieder auftaucht, an anderer Stelle natürlich, in dem er sich selbst aufgibt: »Mehr als einer schreibt wahrscheinlich wie ich und hat schließlich kein Gesicht mehr. Man frage mich nicht, wer ich bin, und man sage mir nicht, ich solle der gleiche bleiben: das ist eine Moral des Personenstandes; sie beherrscht unsere Papiere. Sie soll uns frei lassen, wenn es sich darum handelt, zu schreiben« (Archäologie des Wissens, Suhrkamp: Frankfurt am Main 1981, S. 30). Ausgerechnet Foucault bürgt in der ganzen geschichtsinteressierten Welt für Theorie, der Foucault, der seinen Standpunkt wechselt wie die palinodischen Politiker, die Gesinnungslumpen aus der Suche nach der verlorenen Zeit (und aus unseren Tagen): »die Politiker erinnern sich nicht an den Standpunkt, auf den sie sich in einem bestimmten Moment gestellt haben, und einige ihrer Meinungsänderungen röhren weniger von einem Übermaß an Eifer her, als von einem Mangel an Gedächtnis« (Marcel Proust, *À la recherche du temps perdu*, Band V [La Prisonnière], Gallimard: Paris 1992, S. 36). Der Foucault, der sich am Schluss der Archäologie des Wissens einer Auto-Inquisition ausliefert: »Und mit ziemlicher Unverfrorenheit haben Sie Ihre Unfähigkeit als Methode verkleidet« (Archäologie, S. 283). Der Foucault, der – ebenfalls am Schluss der Archäologie – freimütig bekundet, gerne zu spielen und »keine besondere Neigung zur Interpretation« (ebd. S. 287) zu haben. Der Foucault, der nach dem Tod Gottes auch noch den Tod des Autors aufschreibt. Der Foucault, bei dem der Mensch sich auslöscht, wie am Strand ein Sandgesicht von den Wellen fortgespült wird.

Theorie in der Forschungspraxis – Foucault würde sich sicher köstlich amüsieren: »nein, nein, ich bin nicht da, wo Ihr mich vermutet, sondern ich stehe hier, von wo aus ich Euch lachend ansehe« (ebd. S. 30). Foucault – ein Ansatz? Ein Forschungsansatz? Ein Umsetzungsprogramm?

Der Ansatz – das, was beginnt. Foucaults Ansatz besteht in dem, was er »vorher«, in der Einleitung zur Archäologie des Wissens »sagt«: »Ich bin weder dies noch das« (ebd. S. 30).

Dieser Ansatz war verantwortlich dafür, dass Foucaults Sätze kaum einmal in der sogenannten Geschichtswissenschaft, geschweige denn in der Rechtsgeschichte angekommen sind. Das heißt natürlich nicht, dass Foucaults Sätze, vor allem seine Begriffsschöpfungen, nicht allerorten zitiert worden wären – Foucault zitiert sich, nebenbei bemerkt, selbst fast nie. Das heißt natürlich auch nicht, dass über »Foucault« nicht nachgedacht, geredet und geschrieben würde. Das Phänomen »Foucault« war und ist in aller Munde, vor allem in Frankreich und noch mehr in Amerika, wo man rasch alle möglichen Ansätze assimiliert. Und auch in Deutschland sammeln die unvermeidlichen Sammelbände Analysen – Diskursanalysen, Machtanalysen, Disziplinanalysen. Alle möglichen Geschichten gingen nun zur Analyse. So wurde Foucault dressiert, auf die eine oder andere Weise.

Foucault hat sich als Historiker gesehen: »Je ne fais que de l'*histoire*« (Dits et écrits, Band IV [1980–1988], Gallimard: Paris 1994, S. 77). Historiker haben Foucault als Spinner gesehen. Ein Wahnsinniger. Foucault – ein Rattenfänger, einen »kryptonormativistischen Rattenfänger« hat ihn Hans-Ulrich Wehler (Die Herausforderung der Kulturgeschichte, C. H. Beck: München 1998, S. 91) genannt. Foucault: ein politisch bornierter Maoist, Verehrer des Khomeini-Regimes, ein intellektuell Unredlicher, ein von jeder Kenntnis der Hermeneutik Unbelecker, ein postmoderner Denkverwilderer, ein empirisch absolut unzuverlässiger Scharlatan, ein wissenschaftlicher Nebelwerfer, ein Finsterling, ein Verächter der Aufklärung, ein Handlanger Hitlers und Beleidiger der Menschenrechte (die Entente von »Der Tod des Menschen« und von »Mein Kampf«), ein kranker Geist, ein schwuler Abnormaler. Als Anfang der 90er Jahre des vergangenen Jahrhunderts das Frankfurter Graduiertenkolleg für Rechtsgeschichte mit einer zaghafte Nennung von »Foucault« konfrontiert wurde, hieß es, so könne man vielleicht in Frankreich denken, aber nicht in Deutschland.

Geh doch nach drüben. Die Archäologie des Wissens erschien 1969. Foucault war engagiert. Politisch, wissenschaft-

lich, poetisch, künstlerisch. Er war immer drüben. Es kommt auf den Standpunkt an, und der kann wechseln.

Foucault – Foucault ist der Infragesteller des Dokuments, des Archivs, des Menschen, des Diskurses. Diskursive Regelmäßigkeiten. Dies ist kein Entdeckungs- und Anwendungsprogramm, der Positivismus der Regel verdient keine Apotheose. Das Gewimmel sprachlicher Spuren, das Gekritzeln, die unendlichen Notizen, Papiere, Bücher bleiben eine rätselhafte Masse. Eine Masse, die der Theorie bedarf. Diese Theorie bietet die Archäologie des Wissens. Was heißt hier Theorie? Anschauung, Betrachtung, Beobachtung, Unterstellung, Vermutung. Theorie bedeutet: Hinschauen. Und Theorie bedeutet nicht: Subsumtion. Die theoretische Anstrengung à la Foucault kann zu dem führen, was in der Archäologie des Wissens an- nonciert wird: »Daß man gezwungen ist, die Werke aufzulösen, die Einflüsse und Traditionen zu ignorieren, definitiv die Frage nach dem Ursprung aufzugeben, die beherrschende Präsenz der Autoren verschwinden zu lassen, und daß so all das verschwindet, was im Eigentlichen die Geschichte der Ideen bildete. Die Gefahr besteht also insgesamt darin, daß man, anstatt eine Begründung für das bereits Existierende zu liefern, anstatt in vollen Zügen skizzierte Linien noch einmal zu durchlaufen, anstatt durch diese Wiederkehr und diese schließliche Bestätigung sich zu vergewissern, anstatt den glücklichen Kreis zu vollenden, der schließlich nach tausend Listen und soviel Nächten verkündet, daß alles gerettet ist, gezwungen ist, die vertrauten Landschaften zu verlassen und fern von den gewohnten Garantien auf ein neues Gebiet vorzustoßen, das man noch nicht gerastert hat, und hin zu einem Endpunkt zu gelangen, der nicht leicht vorherzusehen ist« (S. 59).

Die Berufskleidung der Historiker ist das Kettenhemd, dessen eiserne Fäden aus einem Gewirr von Qualifikations- und Projektarbeiten gewirkt sind. Die neuen Ufer, die Foucault entdecken wollte, bleiben den Historikern und Rechtshistorikern unbekannt, weil sie auf das Existierende starren. Das Existierende ist ihr Gegenstand, und genau damit haben sie

diesen verloren, denn das Existierende existiert nicht, nicht in der Gegenwart und nicht in der Vergangenheit. Foucault hat die historische Wahrheit verabschiedet, um sich den Wahrheitspolitiken, den jeweils unterschiedlich möglichen Knoten im Netz der Diskurse, zu widmen. Historiker können offenbar so nicht denken, weil sie sonst ihre inzwischen zweihundert Jahre andauernden Bemühungen, Wissenschaftler zu werden und Wissenschafter zu sein, aufgeben müssten. Fakultäten, Lehrstühle, Zeitschriften, Institute, Projekte, Drittmittel – die historische Wissenschaft hat sich inzwischen komfortabel eingerichtet, institutionalisiert. Die Jagd nach der historischen Wahrheit und nach der historischen Begründung lässt kaum Transformationen und Transgressionen zu. Kant hatte einst dazu aufgefordert: »Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!« und damit den Wahlspruch der Aufklärung formuliert (Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?, in: Werke in sechs Bänden, hrsg. von Wilhelm Weischedel, Band VI, Wissenschaftliche Buchgesellschaft: Darmstadt 1983, S. 51 ff., 53). Sapere aude! Die Historiker, und gerade die Foucault-Ansatz-Historiker, die Foucault-Benutzer, die Foucault-Zitierer, haben sich der Werkzeugkiste Foucaults nie wirklich bedient. Dabei hat er ein ganzes Arsenal von »Instrumenten, Gebrauchsgegenständen, Waffen« angeboten, »Werkzeuge«, explizit zur freien Verfügung seiner Leser. Diese den Lesern geschenkte Verfügungsgewalt bedeutet, »Geschichte der Gegenwart zu schreiben« (Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, 4. Aufl., Suhrkamp: Frankfurt am Main 1981, S. 43). Die Referenz der Geschichtsschreibung ist immer die Gegenwart. Historiographie ist Gegenwart. Und damit ist sie Menschenwissenschaft. Eine ständig sich verändernde Wissenschaft vom Menschen.

Das bedeutet: »Der historische Sinn – und hierin betreibt er die *wirkliche Historie* [im Original Deutsch] – führt in das Werden wieder alles das ein, was man beim Menschen für unsterblich gehalten hatte. Wir glauben an die Dauerhaftigkeit der Gefühle? Doch sie alle – und besonders jene, die uns als

die vornehmsten und selbstlosesten erscheinen, haben eine Geschichte. Wir glauben an die dumpfe Beständigkeit der Instinkte, und wir stellen uns vor, dass sie immer am Werk sind, hier und dort, jetzt wie einst. Aber das historische Wissen hat keine Schwierigkeiten, sie zu zerstückeln, ihre Wandlungen zu zeigen, ihre starken und schwachen Momente zu kennzeichnen, ihre wechselnden Herrschaftszeiten zu identifizieren, ihre langsame Herstellung und die Bewegungen zu erfassen, durch die sie es – gegen sich selbst gewendet – auf ihre eigene Zerstörung absehen. Wir denken in jedem Fall, dass der Körper keine anderen Gesetze als die seiner Physiologie kennt und dass er der Geschichte entwischt. Wieder ein Irrtum; er ist einer Serie von Lebensweisen ausgesetzt, die ihn formen; er wird gewöhnt an Arbeitsrhythmen, Ruhe und Feste, er wird vergiftet – von Nahrungsmitteln und von Werten, von Essgewohnheiten und moralischen Gesetzen; er schafft sich Widerstandskräfte. Die ›wirkliche‹ Historie [histoire ›effective‹] unterscheidet sich von derjenigen der Historiker dadurch, dass sie sich auf keine Konstanz stützt: nichts am Menschen – nicht einmal sein Körper – ist fest genug, um die anderen Menschen zu verstehen und sich in ihnen wiederzuerkennen« (Michel Foucault: Nietzsche, la généalogie, l’histoire, in: *Dits et écrits*, Band II [1970–1975], Gallimard: Paris 1994, S. 136 ff., 147).

Diese »radikale Geschichtsschreibung«, dieser »gnadenlose Historismus«, wie Habermas das einmal genannt hat (*Der philosophische Diskurs der Moderne*, 3. Aufl., Suhrkamp: 1986, S. 296), ein Historismus, der nicht mehr zwischen Gegenstand und Gegenstandserkenntnis zu unterscheiden vermag, ein Historismus, der den Interpreten interpretiert, ausstellt, entlarvt, ein Historismus, der den Historiker historisiert – dieser radikale Historismus hat bei den Historikern hysterische Reaktionen hervorgerufen. Zur Selbstauslöschung sind die Historiker, was wenig überrascht, nicht bereit. Sie verstehen die Bodenlosigkeit der Diskurse nicht und schon gar nicht, dass die Bodenlosigkeit des Diskurses auch noch zum Prinzip erhoben wird. Das Leben darf kein Geheimnis sein.

Und die Rechtshistoriker? Die Rechtshistoriker schweigen. Die Regeln der Diskursanalyse, die diskursiven Regelmäßigkeiten, sind ihnen als Historiker zu bodenlos. Und die späteren Machtanalysen als Juristen zu rechtlos. Rechtshistoriker sind als Juristen naturgemäß überzeugt: Recht ist wichtig. Foucault hat das Recht nur als einen Aspekt der Normalisierungs- und Disziplinierungsgesellschaft wahrgenommen. Schon deswegen ist es nicht erstaunlich, dass beispielsweise deutschen Policey-Forschungen zu Foucault kaum etwas einfällt, sie mit Foucault als Ansatz, als Theorie, als Inspiration nichts anzufangen wissen. Dabei hat Foucault zum Konstrukteur des Volksglücks, also zur Policey, einen wunderbaren Text geschrieben: Das Leben der infamen Menschen (*La vie des hommes infâmes*, in: *Les Cahiers du Chemin* 29, 1977). Hierin ist die andere Seite der Policeyordnungen angedeutet. Die Seite, auf der Menschen ihre Familienangehörigen bei der Polizei, direkt beim König, denunzieren. Foucault wollte ein ganzes Buch über die daraus resultierenden *lettres de cachet*, die königlichen, eine Verhaftung oder Verbannung anordnenden Siegelbriefe, und deren Verursacher und Opfer, diese geringsten, schwächsten unter den Menschen, schreiben. Über die Menschen, die das Lebenselixier der Mächtigen sind. Menschen, die eine geheime Staatspolizei immer schätzt, denn ohne sie hätte die Gestapo nichts zu tun. Geblieben ist ein kurzer Text, wenige Seiten lang. Aber an dieser Einleitung zu einem nie geschriebenen Werk kann man gut studieren, warum die Historiker und Rechtshistoriker Foucault vergessen.

Sie vergessen ihn, weil er sich nicht um die Wissenschaft der Geschichte und der Rechtsgeschichte schert. Wenn Wahrheit und Wissen zum Diskurs »verkommen« – so sagen buhend die Wissenschaftsdogmatiker – oder nur als Diskurs erscheinen können – so sagen applaudierend die Wissenschaftskünstler –, dann bleibt nur noch Stil. »Es schien mir zum Beispiel, als sei die medizinische Wissenschaft seit dem 19. Jahrhundert weniger durch ihre Gegenstände oder ihre Begriffe als durch einen bestimmten Stil, einen bestimmten konstanten Charakter

der Äußerung charakterisiert«, heißt es in der Archäologie des Wissens (S. 51).

Foucault ist weder Ansatz noch gar Theorie. Seine epigonalen Anwender sind von ihm genauso weit entfernt wie seine frenetischen Gegner. Nein, Foucault hat und ist: Stil. Und es ist der Grundton der Foucaultschen Sätze, der die aus diesen Sätzen gebauten Werke so einzigartig macht. Die Geschichte als Wissenschaft löscht den Stil, den am Subjekt haftenden Stil, aus. Es bleibt nur objektive Ödnis, die als Wahrheit verkauft von jedem anderen hätte erzeugt werden können. Objektivität ist prinzipiell stillos. Die Geschichte der Geschichtswissenschaft ist deren Ausbruch aus den Stilen der Geschichtsschreibung. »Wissenschaft aus Kunst«, so wie Daniel Fulda (de Gruyter: Berlin, New York 1996) diesen Prozess genannt hat – das bedeutet, dass die Wissenschaft sich aus der Kunst fortstiehlt, um dem flüchtigen, persönlichen, dem Dich Ansprechenden zu entgehen. Foucault spricht Dich, spricht jeden einzelnen Leser an. Seine Sätze brennen sich in den, der überhaupt entflammbar ist, unauslöschlich ein. Foucault ist ein Schriftsteller, ein Geschichten-Macher, ein Poet. Poesie aber bietet keinen Ansatz und keine subsumierbare Theorie an. Poesie ist Poesie.

Der Wahnsinn, das Absehen von dem einen Sinn, begann, als klar wurde, dass alles in der Welt ohnehin nur da ist, um in Büchern zu enden. Seitdem alles in der Welt in Bücher eingeht, seitdem unsere Tage schwarz und weiß sind, seitdem kommt es auf den Stil an, bleibt nur Stil übrig. Keine Ansätze, keine Theorien – es muss geschrieben werden: das Alphabet des Rechts. Und das, was aufgeschrieben wird, ist nur aufgeschrieben. Der Text verweist auf den Text. Dahinter ist nichts. Foucault – das bedeutet das Ernstnehmen des Stils, das Ernstnehmen des Literarischen an der sogenannten Wissenschaft. Sätze werden gebildet.

Foucault? Foucault hat einmal etwas über das Imaginäre, das zwischen dem Buch und der Lampe logiert, geschrieben, in der Einleitung zur »Versuchung des Heiligen Antonius« von Gustave Flaubert. Ob das ein Forschungsansatz ist? Ob das

der Wahnsinn ist? Es ist ein Stil, der aus jedem Korn des entwickelten Films herauslugt, des Films, auf den ein Kopf, eine Hand, der Schein einer Lampe und eine Wasserkaraffe gebannt sind.

### *Postscriptum*

»Le style est l'homme même«, sagte Georges-Louis Leclerc, comte de Buffon, in seiner Rede anlässlich der Aufnahme in die Académie française am 25. August 1753. Der Discours sur le style gilt bis heute als eine der besten Antrittsreden eines Unsterblichen. Wissenschaft und Literatur, Gegenstand und Gegenstandserkenntnis, Dargestelltes und Darstellung sind seither, unter der Herrschaft von Kritik und Positivismus, voneinander abgefallen (siehe hierzu Wolf Lepenies, *Das Ende der Naturgeschichte. Wandel kultureller Selbstverständlichkeiten in den Wissenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts*, Hanser: München, Wien 1976, insbesondere S. 133 ff.). Mit Foucault ist der Stil, der Stil des Diskurses und der Diskurs des Stils, wieder auf die Bühne der Wissenschaft getreten. Das zweihundert Jahre währende Trennungsdenken wird nun selbst zu einer Stilfrage. Ludwig Wittgenstein bemerkte bereits 1949: »Le style c'est l'homme«, »Le style c'est l'homme même«. Der erste Ausdruck hat eine billige epigrammatische Kürze. Der zweite, richtige [wenn man vom »c'« absieht, R.M.K.], eröffnet eine ganz andere Perspektive. Er sagt, daß der Stil das *Bild* des Menschen sei« (Werkausgabe Band 8, Suhrkamp: Frankfurt am Main 1984, S. 561).

Zum »Ton von Theorien« siehe Rainer Paris in: *Merkur* 56 (2002), S. 1109 ff., und auch Karl Heinz Bohrer, *Stil oder »maniera«*. Zu Aktualität und Geschichte eines nationalen Unvermögens, eben-damals, S. 1057 ff. Zum »juristischen Schreiben im 18. Jahrhundert« nunmehr Michael Wieczorek, »Stil und Status«, in dem von Ulrich Kronauer und Jörg Garber herausgegebenen Band »Recht und Sprache in der deutschen Aufklärung«, Niemeyer: Tübin-

gen 2001, S. 99ff. Zu »Denken als Geste« bei Foucault und seiner selbstauslöschenden, prinzipiellen Bodenlosigkeit siehe Peter Bürger in: François Ewald/Bernhard Waldenfels (Hrsg.), *Spiele der Wahrheit. Michel Foucaults Denken*, Suhrkamp: Frankfurt am Main 1991, S. 89 ff., 94, 97. Michèle Bancilhon hat Michel Foucault fotografiert. Das Foto befindet sich auf dem Umschlag des von Marcus S. Kleiner herausgegebenen Bandes: *Michel Foucault. Eine Einführung in sein Denken*, Campus: Frankfurt am Main/New York 2001. Wenn nicht anders vermerkt, sind Übersetzungen ins Deutsche (auch im Folgenden) von R.M.K.